Predigt an Judika in Liebfrauen, Predigttext: 4. Mose 21, 4-9, Pastor Marcus Buchholz

Liebe Gemeinde!

Sie hat sich selbst aus den Augen verloren: diese Unternehmensberaterin. Die junge Frau aus Berlin hat Finanzpläne erstellt, damit sich ein Unternehmen gesund schrumpft; Personalchefs beraten, um möglichst soziale Kündigungen auszusprechen; Philosophien entwickelt, damit sich eine Firma wieder besser in der Öffentlichkeit darstellen kann. Ihr Alltag: Termindruck, Jetlack, Karriereleiter. Hobbys: null. Beziehung: Fehlanzeige. Was für ein Leben – auf der Autobahn des Erfolgs. Die 32-Jährige sagt: „Die Arbeit lenkt mich ab – von mir selbst. Kein Platz fürs private in Hotelzimmern, keine Minute zur Besinnung im vollen Terminkalender, kein Horchen in sich selbst hinein im Gebrüll des Alltags.“ Sie ist abgelenkt. Diese junge Frau. Sie hat sich selbst aus dem Blick verloren.

Zeitsprung. Gut zweitausend Jahre vor der Geburt Christi. Wir befinden uns in der Wüste, wo nur Sand und Sonne ist, wo der eigene Herzschlag zu hören ist, weil es so leise ist; wo nachts die Sterne heller leuchten als Kerzen. Ganze Familien waren mit Moses unterwegs, weg aus dem Sklavenland Ägypten wanderten sie durch die Wüste, hin zu einem Land, das Gott ihnen zeigen wollte. Das verheißene Land, wo Äcker sind und Weinberge und Normalität. Das Volk ist seit langem in der Wüste unterwegs, unbehaust. Die Wüste ein Ort der Not. Und dann muss dieser Treck auch noch umkehren. Kurz vor dem erreichten Ziel müssen die Israeliten vom Berge Hor weiter auf dem Weg zum Schilfmeer, um das Land Edom zu umgehen. Denn der König von Edom hat die Israeliten nicht durch sein Land ziehen lassen. Was für ein Rückschlag – so kurz vor dem Ziel.

Und wie das bei Menschen so ist. Zuerst waren die Israeliten froh und dankbar, der Sklaverei, der Unterdrückung und der harten Arbeit in Ägypten entkommen zu sein. In der Erinnerung verklärt sich so manches: Kein Wunder, wenn die Sonne brennt, der Hals ausgedörrt ist und der Magen knurrt. Das Volk beschwert sich bei Mose, ihrem Anführer. Sie haben vergessen, warum sie in der Wüste sind, wer sie dort hingeführt hat. Sie haben Gott vergessen: „Warum hast du uns aus Ägypten heraus geführt, dass wir hier sterben in der Wüste? Denn es ist hier kein Brot noch Wasser und uns ekelt vor dieser mageren Speise!“ Sie klagen - denn sie haben sich ablenken lassen – von ihrer verklärten Erinnerung an Ägypten, wo angeblich alles besser war. Sie haben sich selbst, sie haben Gott aus den Augen verloren.

Liebe Gemeinde,
Böses, Angsteinflößendes, Schmerzliches bannt den Blick der Israeliten. Sie starren auf die ausweglose Situation – in der Wüste. Wie oft starren wir auf etwas, dass uns ablenkt, dass uns selbst aus den Augen verloren gehen lässt. Das können ganz elementare Dinge sein: Eine Krankheit, die vieles im Alter schwer macht; und den Menschen zweifeln lässt; eine fünf in der Mathearbeit, die so manchem Jugendlichen den Gang in die Schule schwer macht; und zum richtigen Lebensproblem wird. Die lähmende Trauer um einen geliebten Menschen; und die Trauer, die alle Sinne und Gefühle einnimmt; die Müdigkeit, die uns ab und zu überfällt angesichts der Belastungen von Beruf und Familie: Wo ist das Platz für mich? Für Gott?

Zurück in die Wüste: Eine Schlangenplage sucht die Israeliten heim. Ein Gewimmel schneller, zubeißender Schlangen. Tödliche Bisse, die wie Feuer brennen, Schmerz , Lähmung, Sterben ringsum. Angst macht sich breit unter dem Volk. Aller Augen sind auf die Angreifer gerichtet. Die Schlangen sind die einzige Realität, das Einzige, was zählt in diesem Moment. Das Leben ist Schrei, Ekel. Schrecken. Der Versuch zu entkommen.

Was für ein Bild. Diese Schlangenplage. Doch was steckt dahinter. Wie ist das gemeint? Ist es lediglich eine Strafe, die Gott den Israeliten schickt, weil sie ihm nicht mehr vertraut haben? Ist das Phantasterei der Autoren. Ich denke in diesem Bild der Schlangenplage wird vor allem eines deutlich – ganz bildlich gesprochen – wie es um uns Menschen eigentlich bestellt ist: Denn Schlangenbisse erleben wir täglich: Unsere Selbstzweifel, unsere Fragen: „Was ist der Sinn meines Lebens“ oder „Woher komme ich, wohin gehe ich“ – Immer wieder werden wir hinterfragt. So wie die Israeliten, die anfingen während der Schlangenplage über sich selbst nachzudenken. Und diese Schlangenbisse helfen uns, wieder auf das Wesentliche zu schauen, sich zu konzentrieren, eine Sinnfrage zu stellen. Und plötzlich wird das, was uns im Alltag von uns selbst, unseren Nächsten – ob Freund oder Ehefrau, Bruder oder Nachbar, ja auch von Gott ablenkt, wieder relativiert.

So ging es auch der Unternehmensberaterin aus Berlin. Einiges hat sich in der vergangenen Zeit für sie relativiert, wieder gerade gerückt. Plötzlich stand für die 32-Jährige der monatliche Gehaltszettel oder die Karriere nicht mehr im Vordergrund. Nach vier Jahren Unternehmensberatung hatte die Quereinsteigerin genug: „Ich war müde geworden, alle drei Monate ein neues Projekt. Ich musste mal was für mich tun, mich neu sortieren.“ Kurzum entschloss sie sich für ein halbes Jahr aus ihrem Zweitberuf auszusteigen und mit ihrem Erstberuf als Ärztin im Kongo zu arbeiten. Die sechs Monate Kongo waren für die 32-Jährige die intensivste Zeit ihres Lebens. Trotz Bürgerkrieg, trotz der ständigen Bedrohung einer HIV-Infektion resümiert sie: „Dort habe ich gefunden, was ich schon immer gesucht habe: Was Sinnvolles tun. Und endlich einmal ganz nackt dastehen – ohne Telefon, Handy und Laptop.“

Das kongolesische Abenteuer hat die junge Frau auf andere Gedanken gebracht: Angesichts von Malaria, Atemwegsinfektionen und Durchfallerkrankungen sei das Leben gar nicht so selbstverständlich, sagt sie. Auf das Wesentliche im Leben wolle sie sich nun konzentrieren: Eine Familie gründen, und anderen Menschen helfen, indem sie nebenberuflich als Notärztin auf Einsätze fährt. Das Beispiel dieser jungen Frau zeigt, was es bedeutet, zu sich selbst zu kommen, die Ablenkungen des Alltags von sich zu streifen, sich auf sich selbst, seinen Nächsten und auf Gott zu besinnen. Einmal wieder ganz nackt da stehen – vor uns selbst und vor Gott.

Die acht Seligpreisungen im Matthäusevangelium spiegeln diese Lebensart wider. Ich möchte drei nennen:
„Selig sind die arm sind im Geiste, denn ihnen gehört das Himmelreich“: Hier geht es um die Menschen, die wie - Buddha es ausdrücken würde, - nicht an den Dingen dieser Welt haften, die innerlich frei sind, die unabhängig von Erfolg und Besitz sind. Sie brauchen keine äußeren Güter, sondern sie fühlen sich selbst frei und lebendig.

„Selig sind die Trauernden, denn sie werden getröstet werden“: Die Ratgeber zum Glücklichsein spielen uns oft eine heile Welt vor. Jesus jedoch zeigt uns Wege auf, wie unser Leben in der realen Welt gelingen kann. Es geht nicht nur um Trauer, über den Verlust lieber Menschen, sondern auch um die Trauer verpasster Chancen, über die Defizite, die ich in meinem Leben erfahren, und über all das, was ich nicht leben konnte. Wer nicht trauert - so sagt uns die Psychologie -, der erstarrt innerlich. Erst durch die Trauer hindurch finden wir Trost, neue Festigkeit und Lebendigkeit ins uns selbst.

„Selig sind die ein reines Herz haben, denn sie werden Gott schauen“: Diese Worte haben vor allem die griechischen Kirchenväter geliebt. Das reine Herz ist die Bedingung, Gott zu erfahren. Und Gott zu erfahren – das ist für die griechische Philosophie das größte Glück. Das

reine und lautere Herz steht für einen Menschen, der ohne Nebenabsichten ist. Wer reinen Herzens ist, der ist einfach so wie er ist. Jesus sagt zu uns, dass unserer innerer Kern, dort, wo er in uns wohnt, schon klar und rein ist. In jedem von uns ist etwas absolut Klares.

Diese drei Seligpreisungen bringen es auf den Punkt: In der Konzentration auf sich selbst und auf Gott spürt der Mensch die Stärke Gottes und seine eigene Stärke. Trotz so mancher schmerzenden Lebenserfahrungen, trotz so mancher Ablenkung vom Wesentlichen durch diese Konsum- und Erlebnisgesellschaft.

Vielleicht hat das Volk Israel während seiner Wüstenwanderung ähnliches durchgemacht: Schlangenbisse suchen sie heim. Das Leben wird zum Schrei. Und dann greift Gott ein: er gibt sie nicht auf, er weiß um ihre Menschlichkeit, ihre Schwäche und innere Zerbrechlichkeit. Er gibt Moses etwas in die Hand: ein kupferne Schlange an einem Stab. Wer auf sie schaut, wird nicht sterben, heißt es im Bibeltext. Gott gewährt Hilfe. Gott bindet diese Hilfe an das Zeichen der ehernen Schlange. Hilfe, die jedem Einzelnen zur Rettung wird.

Moses hat in der Wüste die Schlange auf einen Pfahl in die Höhe gehoben. Und noch heute – Jahrtausende später – unterhalten wir uns über diese alte Geschichte. Vielleicht erzählt man sich diese Geschichte immer wieder, weil sie noch eine Fortsetzung hatte. Eine Forstsetzung ganz eigener Art – von dem gleichen Gott, der damals dem Moses die eherne Schlange gab. Ein Gott, der uns immer auf wieder auf das Wesentliche des Lebens aufmerksam machen möchte, der uns aus unserer alltäglichen Ablenkung, unserem Streben, Stress und Treiben befreien möchte. Ein Gott, der Jahrtausende später nach Moses einen Menschen an einen Pfahl nageln ließ: Zum Zeichen der Rettung – vor den tödlichen Schlangenbissen des Alltags. Lassen wir uns doch retten. Gleich heute morgen. Und nicht gleich wieder ablenken.
Von diesem Sohn Gottes.

Amen.